

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 11

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

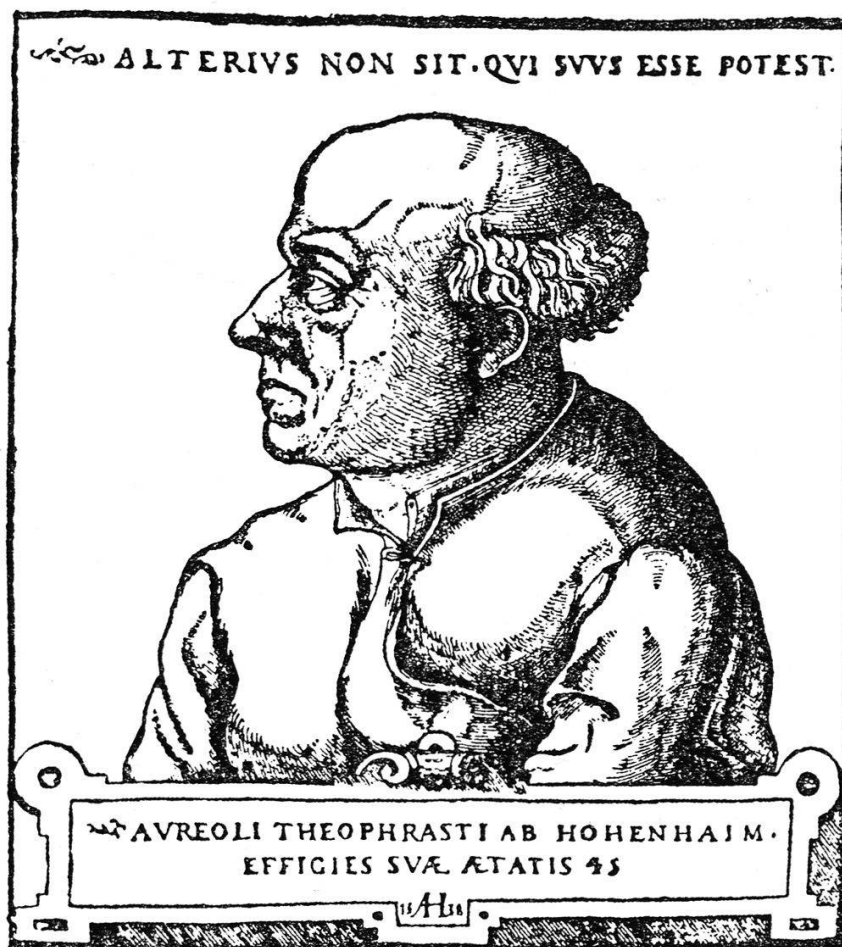
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kommentare



Stich von Augustin Hirschvogel, 1538.

Mit Paracelsus in die Zukunft?

Feierstunden

Einsiedeln, Villach, Basel, Salzburg sind die Paracelsus-Feierstädte. Und sie feiern ausgiebig.

In Einsiedeln ist Paracelsus geboren, sicher im Amts- und Machtbereich des Klosters, doch man weiss nicht wo, denn es gibt kein Geburts-, Tauf- oder Aufent-

haltsdokument. Die schöne Mär von der «Teufelsbrücke» am Südfuss des Etzels ist so wenig belegt, wie das meiste, was die Biographen über den «grossen Gelehrten» erzählen. Die Paracelsisten haben sich irgendwann auf die Geburt bei der Teufelsbrücke am alten Pilgerweg und auf den November 1493 geeinigt. Damit ermöglichen sie sich selber geordnete Feiern.

Nach Villach in Kärnten ist der Vater Hohenheim um die Jahrhundertwende der Jahre 1499 bis 1502 gezogen. In Villach wird der kleine Theophrastus eine Klosterschule besucht haben. Und nun erklang zum 500. Geburtstag des Geheilten im Stadttheater Villach eine modern-nostalgische Paracelsus-Oper.

In Basel war Theophrastus (was etwa der «göttliche Beredte» heisst) Stadtarzt und Medizin-Dozent. In Basel hat sein Kampf gegen die Schulmedizin die konkretesten und handfestesten Formen angenommen, bis zum Johannisfest 1527, an dem der störrische «Luther der Medizin» alte ärztliche Lehrbücher ins Feuer warf, worauf er in einem universitären Pamphlet *Cacophrastus* (Dreckredner) genannt wurde. Er trieb seine Konflikte tobend und schäumend bis zu dem Punkt, an dem er vor seiner drohenden Verhaftung gerade noch fliehen konnte.

In Salzburg ist Theophrastus von Hohenheim, der sich 1530 selber das Pseudonym Paracelsus (über Celsus hinausgehend) gegeben hatte, noch nicht einmal 48jährig wahrscheinlich an Quecksilbervergiftungen, die er sich in seinen jahrelangen alchemistischen Experimenten geholt hatte, am 24. September 1541 im Gasthof «Zum weissen Ross» in der Kaigasse gestorben. Auf diesen Tod sind dort einige Leute nicht weniger stolz als die Einsiedler auf die Geburt, die Basler auf den Streit und die Villacher auf den Schulbesuch (und einige Kur- und Badeorte auf seine Durchreise).

Während Salzburg zu Ehren des württembergisch-urschweizerisch-kärntischen Wunderdoktors eine sonderliche Mischung von Staatsakt und wissenschaftlichem Symposium inszeniert hat, mit einem Treffen der österreichischen und schweizerischen Bundes-

präsidenten sowie deren metier-üblichen staatsmännischen Verbeugungen vor einer verklärten und legendären Gestalt, feiert Einsiedeln seinen «grossen Sohn» mit einer Ausstellung und zwei kleineren Verneigungen mittels Zurschaustellung von klösterlichem Archivmaterial aus der Paracelsus-Zeit. Aber die Feiern sind recht naiv und urtümlich und zugleich auch routiniert und alibihaft. Hohenheims Mutter war Einsiedlerin. Der Sohn verliess als Siebenjähriger das Gebiet Richtung Villach.

1941, zum 400. Todestag, hatte man in Einsiedeln auch gefeiert. Die Nationalsozialisten im Grossdeutschen Reich hatten damals den verbal oft grössenwahnsinnigen, genügend antijüdische Sprüche liefernden, sich selber als den «grössten Arzt Deutschlands» anbietenden Doktor Hohenheim total vereinnahmt. Einsiedeln pochte mindestens auf dessen Geburt in der Innerschweiz, gründete eine eidgenössische Paracelsus-Gesellschaft, bot zur Feier «glanzvolle universitäre Delegationen» in Talar und Barett auf; die würdigen Herren schritten ihm zu Ehren feierlich durch das Klosterdorf, keine Sekunde sich darum kümmernd, dass Hohenheim 1527 in Basel diese Tracht mit Abscheu und Wut in den Dreck geworfen und dass die medizinische Fakultät ihm jegliche Tätigkeit in ihren ehrwürdigen Räumen untersagt hatte. Die Honoratioren weihten am Rande des Klosterplatzes ein Paracelsus-Denkmal ein, darstellend eine «*Einsiedler Frau mit zwei gesunden Kindern als Symbol alles mütterlich Gesunden, das im Paracelsischen Werk geschaffen ist und heute noch fortwirkt ...*» Sie gründeten die «*Nuova Paracelsica*» (woraus dieses schöne Zitat über das Denkmal stammt), wohl mit lateinischem Titel, um sich vom tausendjähri-

gen Reich, aber auch vor gewöhnlichen Lesern abzugrenzen, jedoch ignorierend, dass Paracelsus zeit seines Lebens gegen das «gelehrte Latein» heftig polemisiert und fast alle seine Schriften programmatisch in seiner mittelhochdeutsch-alemannisch-helvetischen Magier-Sprache geschrieben und diktiert hat. Einsiedlerischer Zeitgeist und Zeitgeschmack, damals entscheidend vom einheimischen *Bundesrat Philipp Etter* bestimmt, sind heute in diesem Paracelsus-Denkmal dominant abzulesen. Schaut man sich heute im Alten Schulhaus in Einsiedeln die brave Ausstellung an, so steht man vor und nach dem Besuch gleich ratlos vor dieser kitschig-naturalistisch veredelten Mütterlichkeits-Symbolik im Stil nazistischer Plastik. Zu seiner eigenen Mutter findet sich im Werk Hohenheims eine einzige Äusserung in der *«Siebten Verteidigungsschrift»*, die er kurz vor dem Tod verfasst hat, in welcher der 1,50 m kleine Mann seine körperliche Gebrechlichkeit der Mutter überantwortet hat:

«Der da will ein hübscher feiner Gesell sein und vor allen andern hervortreten will, dass ihm alle Frauen und Jungfrauen hold sein sollen ... – Aber er ist krumm geboren, hat einen Buckel auf dem Rücken wie eine Laute und hat auch sonst keine Person am Leib ... – Wie können die Frauen einem hold sein, dem seine eigene Natur nicht hold ist? ... Und hat ihn im Mutterleib verderbt und nichts Gutes aus ihm gemacht!»

Das wirkt wie eine Kommentierung des Symbols *«alles mütterlich Gesunden»*.

Arzt unserer Zeit?

Der Autor *Frank Geerk* verkündet heute seinen guten alten Paracelsus als



Paracelsus-Denkmal von 1941 in Einsiedeln zum 400. Todestag von Hohenheim, im Blut- und Boden-Stil der Kriegs- und Nazi-Zeit.

Text: «Zum Gedächtnis an den Arzt, Naturforscher und Philosophen Theophrastus Paracelsus, Erneuerer der Medizin, Vater der Chemotherapie, Förderer der Biologie und der Wundarzney, Retter der Geistesumnachteten, Kündler des ärztlichen Ethos, eigenwilliger Denker und demütiger Christ, Freund der Armen. Ende 1493 neben der Teufelsbrücke am Etzel geboren, ist er nach einem faustischen Leben am 24. September 1541 zu Salzburg verstorben, seiner Einsiedler Heimat eingedenk.»

«Arzt unserer Zeit». Sein Motto ist zum Motto der Basler Paracelsus-Feierlichkeiten schlechthin geworden, über denen die mütterliche *Ciba* ihre schützen-

de Hand gehalten hat, während die Basler Lokalpresse für diesen pseudo-alternativ-wissenschaftlichen Spuk grosszügig die Seiten geöffnet hat.

Ein Zürcher Kunst-Meinungsmacher berichtet z. B. von der Ausstellung in der Kunsthalle Basel unter dem Titel: «*Das 21. Jahrhundert! – Mit Paracelsus in die Zukunft!*», als hätte er eben einen ersten Blick ins bevorstehende Jahrhundert geworfen. Die Ausstellung zeigte Collagen, welche die Kunsthalle verschiedenen Künstlern verschiedener Länder in Auftrag gegeben hatte, in denen diese im Zusammenhang und mit Hilfe von Paracelsus ihre Zukunftsvisionen darstellen sollten. «*Jener Denker also*», wie besagter Kunstkritiker wusste, «*der schon vor bald 500 Jahren für sich die Einheit von Künstler, Arzt und Heger der Natur beansprucht hatte*». Von Paracelsus war in der Ausstellung, die sozusagen philosophisch mit ihm operierte, nirgends ein Jota zu sehen, es war auch nicht die geringste Beziehung zwischen Paracelsus und den Künstlern von heute oder der Zeit von heute oder gar von morgen ausfindig zu machen, ausser zwei irgendwohin gestellten Schrifttafeln mit Paracelsus-Zitaten und einem nachgebauten spätmittelalterlichen Alchemielabor in einer Kellerische – nach der Logik des Kunsthallenleiters wohl für den Gebrauch im 21. Jahrhundert bestimmt. Den Paracelsus angedichteten Anspruch der Einheit von Kunst, Medizin und Naturphilosophie gibt es bei Paracelsus nirgends, konnte es nicht geben. «Philosophie» und «Kunst» sind in Hohenheims Schriften tatsächlich zentrale Ausdrücke, nur haben diese paracelsischen Schlüsselbegriffe mit unseren Begriffen von Philosophie und Kunst fast nichts gemein. So hiess zum Beispiel die medizinische Grundschulung während Jahrhunder-

ten «*Articella*», kleine Kunst. Um die Hochschule beziehen zu können, hatte man die «*Artes liberales*», die «*Sieben freien Künste*» zu absolvieren: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie. Von diesen «Künsten» interessierte sich Paracelsus eigentlich nur für die Astronomie. «Artes» oder «Kunst» wurde auf alle menschlichen Tätigkeiten angewendet. Es gab die *Artes mechanicae*, worunter die Kochkunst, der Ackerbau, das Flöhefangen und vieles mehr verstanden wurde. Es gab die *Ars moriendi* (Sterbekunst), die *Ars amandi* (Liebeskunst), die *Ars vivendi* (Lebenskunst), die Liste ist lang. Mit Kunst in unserem Verständnis, mit Artistentum, Künstlertum hatte das wenig zu tun. «Ars» war die Lehre, in Regeln gebrachtes Wissen, die Theorie, die Systematik, zum Beispiel der Medizin oder welcher Tätigkeit auch immer. Mit «Kunst» meinte Paracelsus die Beherrschung oder Meisterschaft des Handwerks, das Programm der Ausführung, aber auch «Wissenschaft» oder gar Weisheit, und deshalb sprach er von der Arzneikunst, der Kunst der Philosophie, von der Kunst der Astronomie und der Alchemiekunst, ja er sprach sogar von den Künsten der Natur, also vom wissenden Umgang mit der Natur. Für uns aber ist die Natur geradezu der Inbegriff des Antipoden der Kunst, wie wir sie verstehen. In der ersten Verteidigungsrede schreibt Paracelsus:

«*Die Arznei ist ein Werk. Das Werk ist eine Kunst. Die Kunst liefert die Lehre des Werkes, indem die Kunst wirkt und durch ihre Lehre das Werk macht.*»

Hohenheim hatte nicht etwa die starke Wirkung auf romantische Dichter und Künstler, in unserem Jahrhundert auf *Schlemmer* oder *Beuys* oder *Ezra Pound*, weil diese in Paracelsus einen

ihnen verwandten Künstler gesehen hätten. Angezogen waren sie durch seine Magie, seine Alchemie und Kosmographie, seine alternativ-medizinischen Ansätze (nach seiner Auffassung alles «Künste»), angezogen waren sie durch seine Metaphysik und Mystik, aber auch durch sein Aussenseitertum und seine ungeheuer polemische Kämpfernatur, aber auch der Mythos Paracelsus und die Legenden um sein Leben haben sie fasziniert.

Paracelsus heute

Paracelsus wird auch durch die Basler Rehabilitationsfarce im Jubiläumssommer 1993 nicht zum «Arzt unserer Zeit». Viele Ideen und Praktiken Hohenheims sind des Studiums wert, ihn aber zum aktuellen Mediziner zu machen, ohne die Kluft zwischen paracelsischer und heutiger Medizin zu betonen, statt zu tun, als liesse sie sich verwischen, ist unfruchtbar. Paracelsus sagte etwa, «*die Mumia eines Toten enthält ein besonderes Balsam*», und flugs hat er für schwärmerische Paracelsisten die Frischzellenkur vorweggenommen. Er wird als Begründer der Chirurgie, der modernen Medizin schlechthin gehandelt, der Stoffwechselkrankheiten, der Syphilislehre, der Berufskrankheiten, der Gewerbehygiene, der Bäderkunde, der Chemotherapie, der Geomedizin, – die Aufzählung ist unvollständig.

Walter Pagel, ein genauer Paracelsus-Forscher (ohne dass er Paracelsist oder Paracelsus-Polemiker geworden ist) meinte, Hohenheim habe «*Reformen angegeben, aber seine Medizin als Ganzes ist keine moderne Medizin*». Es gebe viele mythisch-metaphysische Aspekte und Systeme in Paracelsus' Medizin, die weder «modern» noch «wissenschaft-



Vier der Sieben Künste:
Musica, Astronomia, Arithmetica, Geometria.

lich» sind. Krankheit, zum Beispiel Pest, ist bei Paracelsus ein Produkt der «*sündigen Imagination*»: «*etwas flüchtig-fein-Körperliches steigt auf zum Stern und erweckt dort den Krankheitssamen, mit dem der Stern die Luft infiziert, mit dem Ergebnis der Pestseuche auf Erden ...*»

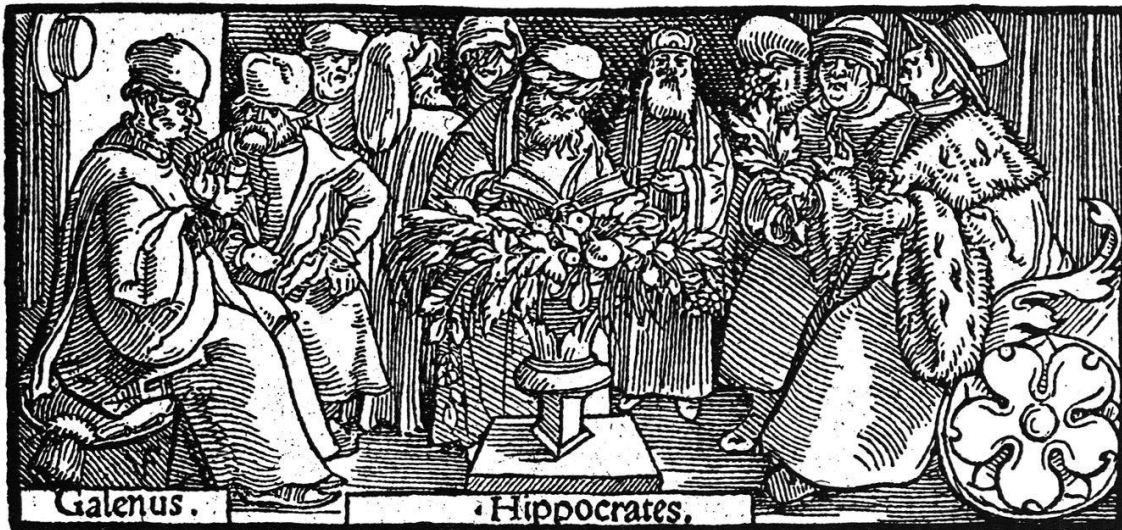
Pagel: «*Paracelsus ist kein Begründer der modernen Medizin oder irgendeines ihrer Gebiete ... Die Tatsache, dass bei Paracelsus das progressive Element mit dem <Un-Wissenschaftlichen> aufs*

bizarreste verquickt ist, hat zu seiner völligen Verwerfung als Dunkelmann und Wirrkopf und zur Leugnung eigener Leistungen geführt.» Und als «Leistungen» führt Pagel die Beschreibung der Bergsucht auf, die Zurückweisung der Syphiliskur mit Guajakholz (übrigens auch eine mutige Tat, da es gegen das Monopol der Fugger ging), die Kenntnis des Quecksilbers und seines Nutzens in der Wassersucht, die Verbindung von Kropf mit Mineralien und Trinkwasser, die antiseptischen Prinzipien bei der Wundbehandlung und die zentrale Bedeutung der Heilkraft der Natur, sein Versuch der Ungiftigmachung anorganischer Präparate und seine heftige Zurückweisung der antiken 4-Säfte-Lehre und ihre Ersetzung durch seine neue Krankheitslehre. Die einseitige Unter- oder Überschätzung von Hohenheim entstammt meistens einer ungeschichtlichen Betrachtungsweise oder einem zu starren Standpunkt der jeweiligen Geschichtsauffassung. Die sehr verbreiteten affektbedingten Scheuklappen in der Beurteilung von Paracelsus (bei vielen Schwärmern und einigen wenigen Gegnern) entstehen daraus, dass die medizinischen und naturwissenschaftlichen Einzelheiten nicht in ihrem ursprünglichen Zusammenhang betrachtet und aus diesem heraus verstanden werden. Zu diesem Zusammenhang aber gehören die Kenntnisnahme der mittelalterlichen Volksmedizin, aus der Hohenheim geschöpft hat, gehören die Magie, die Astrologie und Astronomie, die Alchemie und Kosmologie, und dazu gehört ein riesiges, dunkles Feld von Mythen, Geistern, Hexen und Zauberern, auf welchem wir uns heute kaum noch zu rechtfinden können; aber es ist bei Paracelsus ebenso wichtig wie die Medizin oder seine Naturlehre. Es wird unendlich viel verlangt, sehr viel uns Fremdes,

kaum noch Nachvollziehbares und in den Schriften Hohenheims nur schwer Verständliches, um seine ganze, teils widersprüchliche Heilslehre, Medizinpraktik und Naturphilosophie und Geisteshaltung verstehen zu können. Diejenigen, die Paracelsus zum «Arzt unserer Zeit» stempeln oder ihn zum Schutzheiligen von Gesundheitsbetern, Okkultisten und Sektierern machen, verweigern ihrem Angebeteten seine historisch und inhaltlich komplizierte Substanz, sie verniedlichen ihn zum Popanz einer wohlfeilen pseudoalternativen Heilpraxis. Dieser Paracelsismus ist beileibe kein Wissenschaftszweig, sondern eine zu kurz geratene Ideologie, die versucht, den mittelalterlichen Magier zu unserem Nachbarn und Zeitgenossen herunterzuholen.

«Begründer» und «Vorläufer»

Paracelsus ist, heute betrachtet, medizinisch gesehen der Begründer von gar nichts. Sein Werk ist unsystematisch, chaotisch. Er hat kaum «Entdeckungen» gemacht. Seine Einzelheiten, Erkenntnisse, Theorien, Praktiken, Vorschläge, Experimente sind in einem riesigen Schriftwerk verstreut, dessen Zugang durch mancherlei Hindernisse verbaut ist. Paracelsus hat auf vielen Gebieten Vorwegnahmen, Skizzen, primitive Neuerungen, Anregungen, Erwekungen gemacht. Er war wohl ein Genie der Intuition, dies vor allem. Er hat viele Meilensteine für Entwicklungen gesetzt, jedoch nicht mit fertigen Vorschlägen, schon gar nicht mit unverrückbaren. Paracelsus hat die Orthodoxie, die Scholastik in der Medizin in Frage gestellt, heftig attackiert, von ihren Fesseln befreit. Wenn vom Pionier gesprochen wird, dann ist zu präzisieren, dass es eher



*Hippokrates, Galen und andere alte Meister der Heilkunst bei fachkundiger Diskussion.
(Holzschnitt aus Otto Brunfels' «Catalogus illustratus medicorum», 1530)*

geniale Eingebungen als genaue Beobachtungen, mehr Ideen als Wissen und klare Begründungen waren, was er hinterlassen hat. Er versuchte das Ganze zu erfassen, ohne oft die Einzelheiten zu kennen. Er, der Alchemist, studierte so etwas wie primitive Chemie, ohne die chemischen Elemente zu kennen. Er studierte Biologie, hat aber nie eine Zelle gesehen. Er konnte seine Intuitionen nicht durch Experimente beweisen.

Dies alles sind keine Schmälerungen oder gar Schmähungen des Paracelsus, es sind aber dringend notwendige Hinweise auf den geschichtlichen Zusammenhang, um die historischen Grenzen Hohenheims zu sehen und zu begreifen und um nicht der bodenlosen Schwärmerie zu verfallen. Nur so ist er wirklich zu verstehen. Denn: wo Paracelsus Einsichten «vorwegnimmt», sind sie meistens ohne klare Vorstellungen formuliert. Und wenn er uns seine oft hochkomplexe Thematik nahebringen will, versagt sein (sowohl persönlich wie auch geschichtlich bedingtes) zu knapp geratenes Vermögen des sprachlichen Aus-

drucks. Selbst Kurt Goldammer, der paracelsistische Altmeister der Paracelsus-Forschung, hat diese Problematik klar ausgesprochen:

«Der Mann und sein Werk konnten von den Zeitgenossen kaum verstanden werden. Paracelsus war wohl auch gar nicht in der Lage, sich verständlich zu machen. Umgekehrt waren seine Ansprechpartner weitgehend unfähig, ihn zu verstehen. Und für den späteren Mediziner und Medizinhistoriker wurde er zur Quelle einer Kette von Missverständnissen, vor allem wenn dieses Ganze nur von den Bedürfnissen der heilkundlichen Praxis her betrachtet und ausgewertet wurde.»

Hohenheim selber muss seine Unfähigkeit, sich verständlich zu machen, gespürt, wahrscheinlich sogar immer wieder schmerzlich erfahren haben, schon gar in der mündlichen Auseinandersetzung, in welcher er als Stotterer schwer benachteiligt war. Daraus entstand wohl sein Mitteilungsdruck, seine beispiellose Polemik und Demagogie, seine Verachtung der Andern. Seine

Der Basler Schwabe-Verlag bietet seit fünfundzwanzig Jahren die einzige fünf-bändige Werkausgabe an, insgesamt 2480 Seiten, besorgt von Will-Erich Peuckert, «den vielen, denen seine Sprache Mühe macht», wie Peuckert im ersten Band den Texten voranstellt. Also zwei schön gemachte Bände medizinische Schriften, ein Band philosophische Schriften, Band IV die theologischen, religionsphilosophischen und sozialpolitischen Arbeiten und in Band V die Pansophie und Magie, alles in lesbarem Deutsch und edlem Druck. Es ist nicht einzusehen, weshalb nicht schon längst alles von Hohenheim auf diese Peuckertsche Weise sanft übertragen ist, und noch weniger kann man verstehen, warum sogar noch neuere Biographen wie Geerk und Meier, die sich an ein breiteres Publikum richten, die unlesbaren Urfassungen zitieren. Aber Peuckert ist unter den paracelsistischen Fundamentalisten offensichtlich verspönt, dabei sollte man ihm und dem Verlag Schwabe dankbar sein, dass auf diese Weise nicht das Geschwätz über Paracelsus, sondern die Werke des Paracelsus selbst unter die Leute kommen, auch wenn man gegen einige Bearbeitungen von Peuckert Zweifel und Vorbehalte anmelden muss. Auch die Übertragungen durch den Wiener Arzt Bernhard Aschner in den zwanziger Jahren wurden wegen ihrer Fehler verachtet. Doch gegen das Nichtstun der Verächter sind diese Fehler vergleichsweise human, und bildungsfeindlich ist letztlich die fehlerlose Passivität der Kritiker.

Arztkollegen nannte er Hundemetzger, Lügner, Bescheisser, Hornochsen, Mörder. Im «*Buch Paragranum*» kann man auf einer Seite leicht zwei Dutzend solcher und schlimmerer Beschimpfungen zählen. Die medizinischen Werke der zweitausend Jahre vor seiner Zeit waren für ihn «*tote Buchstaben*» und «*Schlan-*

gengezücht». Folgerichtig schmiss er sie schliesslich im Sommer 1527 auf dem Münsterplatz zu Basel ins Johannisfeuer. Parallel dazu war der geniale, verrückte Mediziner auch beispiellos in der Selbstbezogenheit und Selbstüberschätzung.

«*Ich bin ein König! ... Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme ... Wer der Wahrheit nach will, der muss in meine Monarchie kommen, in keine andere ... Wisst ihr nun, dass es so ist, wie ich behaupte! ... Demzufolge müsst ihr mir nach! ... Und wenn ihr noch so viel gegen mich aufbegehrt und herumplärrt, so bleibt doch meine Monarchie bestehen und die eure nicht.*»

Wer so daherkommt, wer als Messias auftritt, der ruft Widerstand hervor, auch gegen die gesamte paracelsistische Phalanx.

Legende und Mythos

Etwa zwei Jahrzehnte nach Hohenheims Tod begann die Paracelsistengemeinde mit der Herausgabe einzelner Werke. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wimmelte es von «chemischen Ärzten», Wandermedizinmännern, Nachahmern von Paracelsus. Aus den Druckereien ergoss sich eine Flut von Prophezeiungen über die deutschen Länder. Paracelsus war ein Mythos, eine Legende, eine Art Heiliger. Schüler und «Erben seiner geheimen Kräfte» traten auf, Streitsüchtige, welche Prozesse und Kämpfe gegen die traditionellen Ärzte führten.

Johann Huser edierte 1589 bis 1591 seine zehnbändige Werkausgabe. Sie ist noch heute die Grundlage der Paracelsus-Forschung, was für Huser im

16. Jahrhundert, aber auch gegen die vollmundigen Paracelsisten der vergangenen vierhundert Jahre spricht, die bis heute keine gültige und dennoch lesbare Gesamtausgabe zustandegebracht haben.

Zu den Bewunderern von Paracelsus gehörten einige der markanten Geistesgestalten der Mystik und der transzendentalen und metaphysischen Naturphilosophie und mystischen Theologie wie *Jakob Böhme* (1575–1624), *Giordano Bruno* (1548–1600), der Begründer der Rosenkreuzer, der schwäbische Hofprediger *Johann Valentin Andreae* (1586–1654) sowie der niederländische Arzt *Johann Babtist von Helmont* (1577–1644). Die Paracelsisten berufen sich besonders gern auf den Philosophen *Gottfried Wilhelm Leibniz* (1646–1716), den Zeitgenossen und Verleugner *Spinozas*. Die Aufklärer mit ihrem Positivismus lehnten Paracelsus vehement ab, wenn sie ihn überhaupt zur Kenntnis genommen haben.

Die Romantiker jedoch bescherten ihm eine Renaissance, verehrten ihn wegen des Kosmischen, des Transzendentalen und der seelisch-geistigen Seite des Menschen. *Lessing* (1729–1781) konnte mit der paracelsischen Theosophie nichts anfangen und äusserte sich verächtlich über *Jakob Böhmes* «Schwärmereien». Von *Goethe* sind ein paar Notizen über seine Paracelsus-Lektüre bekannt geworden. Das führte zu einem Lieblingsthema der Paracelsisten und Anthroposophen, welches immer wieder in vielen Variationen durchgespielt wird: *Goethes* «*Faust*» sei eigentlich Paracelsus! ... *G. W. F. Hegel* (1770–1831) reagierte heftig auf den Paracelsus-Kult der Romantiker *Lenau*, *Eichendorff*, *Novalis* und vieler anderer und sprach vom «*Barbar von der Sorte derjenigen, welche das Geistige auf eine*

sinnliche Weise nehmen». Der einzige grosse Philosoph des 19. Jahrhunderts, der sich mit dem Magier befasste und auf ihn einging, war *Arthur Schopenhauer* (1788–1860) in «*Die Welt als Wille und Vorstellung*». Er zitierte ihn im Zusammenhang mit seiner Beschäftigung mit dem Willen in der Natur – logisch, dass Hohenheim da vorkommen musste: «... *welcher über das innere Wesen der Magie mehr Aufschlüsse gibt als wohl irgendein anderer und sogar sich nicht scheut, die Prozeduren dabei genau zu beschreiben.*»

Der «Jahrhundertarzt» und Begründer der Zellulärpathologie, liberaler Abgeordneter im deutschen Reichstag, *Rudolf Virchow* (1821–1902), sagte: «*Paracelsus, welcher die Anatomie des menschlichen Körpers als nutzlos erklärte und nach der Grundlage der Lebens-tätigkeit als dem höchsten Ziel des Wissens strebte, forderte vor allem geistige Anschauung (Contemplation), und so wie er selbst auf diese Art zu der metaphysischen Bildung seines Archaeus kam, so entfesselte er hierdurch auch unter seinen Nachfolgern einen wilden und fruchtbaren Mystizismus.*»

Viktor von Weizsäcker meinte: «*Diese Gestalt ist in kein Bild zu fassen, weil sie ihrem Wesen nach ebenso Gestalt wie Ungestalt, ebensosehr Form wie Uniform, ebensosehr Gesetz wie Ungesetz, bloss seiende Substanz, nicht Dasein ist.*» Und *C. G. Jung* sah Paracelsus als «*Gründergestalt für ein ganzheitlich-spirituelleres Natur- und Menschenbild ... Er war ein gewaltiger Sturmwind, welcher alles auseinanderriess und alles zusammenwirbelte, was sich irgendwie von der Stelle rücken liess. Wie ein Vulkanausbruch hat er gestört und zerstört, aber auch befruchtet und belebt. Man kann ihm nicht gerecht werden: man kann ihn immer nur unter- oder überschätzen.*» *C. G. Jung*

behauptet, Hohenheim sei ein Produkt der herben Landschaft hinter dem Etzel, also dem Charakter nach ein Schweizer, nämlich eigensinnig, standhaft, schwerfällig und naturstolz, unabhängig und trotzig.

Franz Rueb

Literatur

- Frank Geerk: Paracelsus – Arzt unserer Zeit. Benziger Verlag, Zürich 1992.
- C. G. Jung: Paracelsus als Arzt. Paracelsus als geistige Erscheinung. Zürich 1942.
- Viktor von Weizsäcker: Hippokrates und Paracelsus. Stuttgart 1949.
- Pirmin Meier: Paracelsus. Arzt und Prophet. Amman Verlag, Zürich 1993.
- Gunhild Pörksen: Paracelsus. Das Buch Paragranum. Fischer Perspektiven, Frankfurt am Main 1990.
- Gunhild Pörksen: Paracelsus. Frühe Schriften zur Heilmittellehre. Fischer Perspektiven, Frankfurt am Main 1988.
- Rudolf Steiner: Von Paracelsus zu Goethe. Basel 1911.
- Kurt Goldammer: Der göttliche Magier und die Magierin Natur. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1991.
- Walter Pagel: Das medizinische Weltbild des Paracelsus. Seine Zusammenhänge mit Neuplatonismus und Gnosis. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1962.
- Paracelsus-Werke. Besorgt von Will-Erich Peuckert. 5 Bände. Schwabe Verlag, Basel 1990.

Zentralasiatischer Wirrwarr

Afghanischer Grenzkrieg oder tadschikischer Bürgerkrieg?

Auf den ersten Blick erscheinen die Fronten im Konfliktfall Tadschikistan klar: Auf der einen Seite steht die alte Garde der Kommunisten, einheimische Statthalter Moskaus, die sich durch Truppen aus Russland sowie aus den ebenfalls noch von den alten Garden regierten Nachbarrepubliken Usbekistan, Kirgistan und Kasachstan abstützen lassen. Auf der anderen Seite steht eine Koalition von Islamisten und Demokraten, die im letzten Jahr für drei Monate die Regierung an sich riss, dann aber aus der Hauptstadt Duschambe vertrieben wurde.

Bemerkenswert dabei ist, dass hier in Tadschikistan die Demokraten mit den Islamisten zusammengehen. In anderen der auf dem Boden der ehemaligen Sowjetunion entstandenen neuen Mus-

lim-Republiken ist es eher so, dass die demokratischen Kräfte mit den zu Nationalisten gewordenen Kommunisten gemeinsame Front gegen die Islamisten machen. Das ist z. B. in Kasachstan und Kirgistan der Fall und auch in Usbekistan, wenngleich dort weniger eindeutig.

Hinter dieser recht klar erscheinenden ideologischen Fassade stehen jedoch im Falle Tadschikistans komplizierte ethnische, regionale und religiöse Faktoren.

Die Regierung stützt sich hauptsächlich auf die Region von Khuzhend, d. h. auf den zwischen Usbekistan und Kirgistan eingekeilten Nordzipfel des Landes mit der Stadt Leninabad. Dieser Landesteil ist stärker entwickelt als das übrige Tadschikistan. Hier sind die

meisten der Industrien angesiedelt, und hier sind auch die russischen und usbekischen Minderheiten des Landes am stärksten vertreten.

Aus Khuzhend stammt auch *Rahmán Nabi* (*Rakhmon Nabiyev* in russifizierter Schreibweise), der langjährige Parteivorsitzende und Präsident. Als im September 1992 die von den Islamisten geführte Gegenkoalition Nabi aus der Hauptstadt vertrieb, trat das von seinen Anhängern dominierte Parlament in Leninabad zusammen. Mit der Nordprovinz Khuzhend als Ausgangsbasis setzten sie dann zur Gegenoffensive an und vertrieben die Islamisten aus Duschambe.

Unterstützung erhielten die Khuzhendis von den Kulyábis. Kulyáb ist eine der an Afghanistan angrenzenden Südprouvinzen. Dorther stammt der gegenwärtige Präsident des Landes, *Imám 'Ali Rahmán* (*Imomali Rakhmonov*).

Auch aus dem östlich davon gelegenen Pamir-Gebirge erhielten die Kommunisten Unterstützung. Die Pamiris gehören grösstenteils der Sekte der Isma'iliten an, die in einem traditionellen Gegensatz zu ihren sunnitischen Nachbarn steht. Auch auf der afghanischen Seite der Grenze hielt die ismailitische Minderheit meist zur kommunistischen Regierung in Kabul. Mit *'Abdul-Malik 'Abdullah-Ján* (*Abdullajonow*) stellen die Isma'iliten nunmehr den Ministerpräsidenten Tadschikistans. Dennoch steht ein erheblicher Teil der Pamiris in Opposition zur Regierung, allerdings weniger auf der Grundlage des Islamismus, als vielmehr aus einer Art von Separatismus. Geographisch ist nämlich Tadschikistan zweigeteilt, und zwar in die gebirgige Osthälfte, den Pamir, und den tiefer gelegenen Westen.

Die Islamisten sind in der Südwestprovinz Kurgán-Tyube und in der

Südostprovinz Badakhshán (die sich in Afghanistan fortsetzt) stark vertreten sowie in der Gegend um Duschambe. Das Land kann also nicht geteilt werden. Wäre der Norden kommunistisch und der Süden islamistisch, dann käme ein Anschluss des Südens an afghanisch Tadschikistan in Betracht. Aber gerade in der Südprouvinz Kulyab besteht der entschlossenste Widerstand gegen den von Iran, Afghanistan und Pakistan aus übergreifenden Islamismus.

Noch komplizierter wird die Lage dadurch, dass Teile Nordafghanistans nach wie vor den alten Machthabern unterstehen, also Kriegsherren, die lange Zeit auf der Seite der kommunistischen Regierung standen. Auch *Babrák Karmál*, der ehemalige afghanische Präsident von Moskaus Gnaden, hat im Norden seine sichere Ecke gefunden. In beiden Staaten besteht also ein bunter «Flekkenteppich», hier ein islamistischer Flecken, dort ein kommunistischer Tupfen, und dazwischen immer wieder andere, die es mit keiner der beiden Seiten halten.

Die Bezeichnung «Kommunisten» ist übrigens mit grosser Vorsicht zu gebrauchen. Es handelt sich in den seltensten Fällen um überzeugte Kommunisten, sondern fast ausschliesslich um entweder säkularistische Nationalisten oder einfach um Nutzniesser der alten Ordnung.

Die ethnische Gruppe der Garm im Herzen des Landes steht geschlossen in Opposition zu Regierung, und zwar weniger aus religiösem Eifer, sondern vielmehr aus einer regionalen Rivalität zwischen Khuzhendis und Kulyábis. Nach der jahrzehntelangen Herrschaft der Khuzhendis seien jetzt die Kulyábis am Ruder, heisst es, und das können die mit beiden verfeindeten Garmis und Badakhshis nicht hinnehmen.

Afghanistan – Konflikt ohne Ende

Deshalb fanden in Badakhstán kürzlich besonders heftige Gefechte statt. Auslöser dafür war am 10. August dieses Jahres der Überfall auf einen russischen Truppenkonvoi, der sich auf dem Weg nach Kala-e Khumb im Pamir befand. Dabei wurden von den Islamisten vier russische Soldaten und ein usbekischer Major gefangen genommen. Ferner brachten die tadschikischen Mudjahidin den strategischen Bergpass von Khaburabot vorübergehend unter ihre Kontrolle.

Die Russen reagierten wie seinerzeit in Afghanistan mit massiven Luftangriffen in weiten Teilen des Pamir, am heftigsten in der Provinz Badakhstán. Insgesamt sollen diesen Bombardierungen wenigstens 140 Personen zum Opfer gefallen sein.

Zur Sicherung der 1200 Kilometer langen Grenze zu Afghanistan unterhalten die Russen immerhin 15 000 Mann in Tadschikistan. Offiziell handelt es sich dabei nicht um russische, sondern um GUS-Truppen, doch ist das Verhältnis ähnlich wie bei den UN-Truppen in Somalia, unter denen die US-Truppen massgebend sind.

Die vierzig Soldaten, die bei einem von Afghanistan aus erfolgten Angriff der Mudjahidin im Juli 1993 getötet wurden, waren fast ausschliesslich Russen. Als Antwort auf diese Attacke nahmen die Grenztruppen afghanische Dörfer unter Artilleriebeschuss. Dabei fanden mindestens 300 Dorfbewohner den Tod, nach manchen Angaben sollen es mehr als 1000 gewesen sein.

Aufgrund der Kämpfe – besonders im Dezember 1992 – waren zeitweilig bis zu 100 000 Menschen aus Tadschikistan nach Afghanistan geflohen. Ende Juli befanden sich noch immer 36 000

Flüchtlinge in drei von den Vereinten Nationen in Nordafghanistan unterhaltenen Lagern. Danach kam es vorübergehend zu einem erneuten Anschwellen der Flüchtlingszahl, aufgrund neuer Kämpfe in Tadschikistan. Die meisten der Repatriierten kehrten in weitgehend zerstörte Dörfer zurück und sind dort auf weitere Unterstützung seitens der Vereinten Nationen angewiesen. Rund eine halbe Million Menschen sind Flüchtlinge in ihrem eigenen Land, also innerhalb Tadschikistans. Die Zahl der Toten wird auf 50 000 geschätzt, bei einer Bevölkerung von nur etwa fünf Millionen. Auf beiden Seiten der Grenze herrscht furchtbares Elend.

Russisches Dilemma: Vergeltung oder Verhandlung?

Nach dem spektakulären Überfall der Mudjahidin auf den Grenzposten der russischen Truppen machte sich eine Delegation von Parlamentariern auf den Weg nach Tadschikistan, gefolgt von Sicherheitsminister *Viktor Daranikow* und Verteidigungsminister *Pawel Gratschow*. Bei seinem Besuch des von tadschikischen und afghanischen Mudjahidin gemeinsam überfallenen Stützpunktes sagte Gratschow: *«Ich erkläre, dass das Geschehene nicht ungestraft bleiben wird und dass angemessene Massnahmen zum Schutz der gesetzlichen Regierung Tadschikistans getroffen werden, damit diese Banditen in vollem Umfang bestraft werden.»*

Den Angreifern stellte der erregte russische Verteidigungsminister eine derartige Niederlage in Aussicht, *«dass niemand mehr die Hand gegen russische Menschen erheben kann»*.

Erbost stellte Gratschow fest, dass auf afghanischem Gebiet in unmittelbarer Grenznähe 7000 gut ausgerüstete Mud-

jahidin aus den tadschikischen Südpfeilen für einen Angriff bereit stünden, und dass weitere 3500 zu diesem Zweck in Afghanistan ihre militärische Ausbildung erhalten.

Nach Angaben der Regierung in Duschanbe wurde jener für die Russen so verlustreiche Angriff von dem afghanischen Mudjahidin-Kommandanten *Qazi Hamidullah* geleitet, der damit nicht zum erstenmal einen Vorstoss auf tadschikisches Hoheitsgebiet unternommen habe.

Es ist offensichtlich, dass den Russen nicht daran gelegen ist, in ein zweites Afghanistan-Abenteuer verwickelt zu werden, sind doch viele hier der Meinung, jener unselige Feldzug habe zum Untergang des Sowjetimperiums geführt. Nun ginge es darum, zu vermeiden, dass eine ähnliche Verwicklung in Tadschikistan auch noch zur Auflösung des Vielvölkerstaates Russland führe.

Aussenminister *Andrei Kozyrev* ging noch einen Schritt weiter, indem er auf dem Treffen der zentralasiatischen Regierungschefs in Moskau am 6. August bekanntgab, Moskau plane «*die tadschikische Regierung unter Druck zu setzen, damit sie sich zu Gesprächen mit der Opposition bequeme*».

Andererseits erklärte Präsident *Jelzin*, sozusagen im gleichen Atemzug, es sie die Pflicht aller GUS-Mitgliedstaaten, Tadschikistans Grenze gegen Übergriffe aus Afghanistan zu verteidigen. Die russischen Truppen in Tadschikistan unterstehen der direkten Befehlsgewalt Jelzins.

Immerhin setzten sich eine Woche später die Aussenminister Afghanistans und Tadschikistans in Duschanbe zusammen und verhandelten drei Tage lang, bis sie am 13. August eine Übereinkunft bekanntgaben. Der afghanische Aussenminister *Hedáyat Amin Arsalá*

erklärte, seine Regierung werde dafür Sorge tragen, dass tadschikische Mudjahidin künftig nicht mehr von afghanischem Territorium aus Angriffe gegen die Regierung ihres Landes richten. Tadschikistans Aussenminister *Rashid 'Alim* versprach recht vage, Regierungstruppen würden bei der Verfolgung von Aufständischen nach Afghanistan Zurückhaltung üben und keine afghanischen Dörfer mehr angreifen.

Den Bezug auf «Regierungstruppen» hätte sich der Aussenminister sparen können, denn von tadschikischen Streitkräften kann bisher kaum die Rede sein. Wirklich einsatzfähig sind bisher nur wenig mehr als 1000 Mann als Kern einer erst im Entstehen begriffenen Armee – und auch die werden von russischen Offizieren befehligt. Dabei handelt es sich nicht um im Lande geborene Russen, sondern um angeworbene Söldner. Im Landesinnern stützt sich die Regierung von Duschanbe auf die Milizen führender Clans. Was die Grenze anbelangt, so sind nach wie vor die Russen zuständig – also alles Parallelen zur Situation in Afghanistan vor dem Abzug der Sowjets.

Der Stellenwert dieses Übereinkommens ist sicher kein grosser. Die Nordgebiete Afghanistans entlang der tadschikischen Grenze entziehen sich der Kontrolle Kabuls. Wie auch anderswo in Afghanistan, wird die Herrschaft hier von etlichen Kriegsherren ausgeübt, die sich wenig um die schwache Zentralregierung scheren. Andererseits kann sich der islamistische Ministerpräsident *Hekmatyár*, dem am meisten an einer Übernahme der Macht in Duschanbe gelegen ist, gerade hinter diesem Chaos verstecken. Er lässt an der Grenze Kommandos agieren, die angeblich in keinem Kontakt zu ihm stehen, sondern unabhängig handeln.

Die Regierung in Duschambe kann ihrerseits der russischen Schutztruppe nicht vorschreiben, wie sie auf Provokationen aus Afghanistan zu reagieren habe. Ausserdem ist Duschambe zu Recht der Meinung, dass es ohne die über Afghanistan erfolgende Einmischung ausländischer Islamisten nie zu dem schwelenden Bürgerkrieg in Tadschikistan gekommen wäre.

Ost und West vereint im Kampf gegen den Islamismus

Zudem zeigen die Islamisten wenig Verhandlungsbereitschaft. Im August 1993 erklärte der Vorsitzende des tadschikischen Zweiges der *Partei der islamischen Wiedergeburt Muhammad Sharif Himmatzáda (Mukhametsharif Khimotzode)* auf einer Pressekonferenz in Kabul: «Zu Gesprächen mit den Russen sind wir jederzeit bereit, nicht jedoch zu Verhandlungen mit ihren Marionetten in Duschambe.»

Gleichzeitig appellierte Himmatzáda an Europa und die USA: «Wenn der Westen den Kommunismus wirklich aus moralischen Gründen bekämpft hat, dann bestehen dieselben Gründe heute in Tadschikistan fort.»

Anschliessend begab sich der Islamistenchef auf eine Amerikareise. Die war allerdings wenig erfolgreich; denn nach dem Fiasko mit den afghanischen Mudjahidin herrscht in Washington tiefe Verbitterung. Ein Jahrzehnt lang kamen die über den CIA an den afghanischen Widerstand gelieferten Gelder und Waffen fast ausschliesslich den Islamisten Hekmatyárs zugute, heute zählen aber gerade jene zu den fanatischsten Feinden der USA.

Himmatzáda liegt zwar nicht auf iranischer, sondern auf saudischer Linie, aber in Washington hat man längst

erkannt, dass Islamist eben Islamist ist. Nicht nur in Moskau gilt Tadschikistan als Dominostein. Gerät dieses Land unter die Kontrolle der Islamisten, könnte das eine Kettenreaktion in Zentralasien auslösen. Die *Partei der islamischen Wiedergeburt* ist nicht nur eine tadschikische Oppositionspartei, sondern wurde als Partei aller Islamisten in den neuen Muslim-Republiken der ehemaligen Sowjetunion gegründet.

Im übrigen beging der tadschikische Parteiführer den taktischen Fehler, während seiner Amerikareise auf einer Veranstaltung von Islamisten zu sprechen, die längst auf der Abschussliste des *FBI* stehen. Jene amerikanische Islamistenorganisation unterhält Verbindungen zu Pakistans militärischem Geheimdienst, dem *ISI (Interservices Intelligence Directorate)*, der aber ist in Washington verhasst, weil er den *CIA* zehn Jahre und länger an der Nase herumgeführt hat. Das heisst, der *ISI* gab sich als pro-amerikanisch aus und schien in Afghanistan die Dreckarbeit für den *CIA* auszuführen. Schliesslich stellte sich jedoch heraus, dass die Pakistaner die ganze Zeit hindurch gegen die Amerikaner arbeiteten und ihre eigene geopolitische Strategie verfolgten, mit durchschlagendem Erfolg. Nun sieht man den *ISI* in Tadschikistan am Werk.

Die Islam-Politik der mit den Pakistanern häufig Hand in Hand arbeitenden Saudis hält man in Washington nicht mehr für verlässlich, seit sich während des Kuwait-Krieges viele der bis dahin von den Saudis finanziell ausgehaltenen Islamisten in aller Welt auf die Seite *Saddám Husseins* stellten oder gar der Khomeini-Linie verschrieben und sich iranischer Führung unterstellten.

So trug Himmatzádas Auslandstour ihm keine amerikanische Unterstützung, wohl aber iranischen Spott ein.

Der tadschikische Islamistenführer habe immer noch nicht begriffen, dass Russen und Amerikaner eins seien in ihrer Feindschaft gegenüber dem Islam. Dabei brauche sich Himmatzáda doch nur in seinem eigenen Lande umzuschauen, meinten die iranischen Medien. In Duschambe seien die amerikanische und die russische Botschaft im selben Hotel untergebracht, einträchtig nebeneinander.

In der Tat klingen die Stellungen mancher Auslandsrussen in Duschambe recht amerikanisch-paternalistisch. So sagte z. B. einer von diesen verbliebenen Kolonialbeamten erst kürzlich. *«Die Tadschiken wollten eigentlich gar keine Unabhängigkeit. Wir haben sie ihnen aufgehalst. Jetzt müssen wir ihnen auch beibringen, wie sie damit umzugehen haben.»*

Khalid Durán

